

» Die Jury der Evangelischen Filmarbeit empfiehlt

Was geschah mit Bus 670? (Sin Señas Particulares)

Mexiko, Spanien 2020

Regie: Fernanda Valadez

Preise: u.a. Sundance 2020: Audience Award und Special Jury Award (Best Screenplay)

Die beiden mexikanischen Teenager Jesús und Rigo träumen von einem besseren Leben in den USA. Mit dem titelgebenden Bus 670 machen sie sich auf den Weg zur amerikanischen Grenze. Von Jesús fehlt seitdem jede Spur. Nach mehreren Monaten wird Rigos Leiche gefunden. Jesús' Mutter Magdalena beschließt, ihren Sohn zu suchen, auch wenn Nord-Mexiko zu den gefährlichsten Arealen der Welt gehört. Vor Ort erfährt Magdalena keine Hilfe von offizieller Seite, wohl aber, dass Jesús' Tasche in der Nähe von Rigos Leiche sowie diversen verstümmelten Toten gefunden wurde und ihre Suche somit hoffnungslos sei. Ihr Sohn sei nur einer von vielen. Doch Magdalena gibt nicht auf und ihre Beharrlichkeit führt sie von einem Hinweis zum nächsten bis sie auf Miguel trifft, der sich fast fünf Jahre lang illegal in den USA aufhielt und nun ausgewiesen wurde. Nachdem Miguel merkt, dass in Mexiko nichts mehr auf ihn wartet, beschließen die beiden



verlorenen Seelen, einander zu unterstützen – und Jesús zu finden.

Der Originaltitel des von der ersten Minute an fesselnden, mexikanischen Dramas „Sin señas particulares“ (auf Deutsch „Ohne besondere Erkennungszeichen“) verweist auf den amtssprachlichen Begriff für jene Leichen, die in den Massengräbern in Nord-Mexiko aufgefunden werden – von Söldnergruppen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und nicht mehr zu identifizieren. Regiedebütantin Fernanda Valadez erzählt ihre dramatische Geschichte in ruhigen, langen Einstellungen. Nahaufnahmen der stark spielenden Akteure geben den Schicksalen, deren Schrecken man nur erahnen kann, sprichwörtlich ein Gesicht. Auf visuelle Grausamkeiten wird weitestgehend verzichtet. Stattdessen kontrastiert Valadez das Geschehen mit fast unwirklich schönen Landschaftsaufnahmen einer Gegend, die gefährlicher kaum sein könnte. Das beim renommierten Sundance Film Festival ausgezeichnete Drama startet in Deutschland im Monat der US-Präsidentenwahl. Eine Richtungsentscheidung, auch für die „Todeszone“ Nord-Mexiko.

Vater – Otac (Otac)

Serbien, Kroatien, Deutschland, Frankreich 2020

Regie: Srđan Golubović

Der Tagelöhner Nikola macht sich von seinem Wohnort zu Fuß auf den Weg nach Belgrad. Das sind 300 Kilometer. Ausgerüstet ist er mit einer Flasche Wasser und einem Kanten Brot. Beim zuständigen Ministerium will er die Rückgabe seiner Kinder einfordern, die ihm das Jugendamt weggenommen hat, nachdem seine Frau aus Verzweiflung über die Armut ihrer Familie vor den Augen der Arbeitgeber ihres Mannes einen Selbstmordversuch unternommen hat. Dass er auf diesem Weg, trotz aller Entbehrungen, nicht verhungert und nicht der Gewalt zum Opfer fällt, sondern auf unerwartete Weise von anderen Menschen Hilfe erfährt, das liegt an seiner Art, ihnen zu begegnen. Ohne viele Worte, ohne Feindseligkeit, aber auch ohne Unterwürfigkeit, setzt Nikola seinen Weg Schritt für Schritt fort. Selbst die Wölfe, auf die er trifft, wittern in ihm einen außergewöhnlichen Menschen und lassen ihn unbehelligt. So erreicht Nikola seinen Zielort



und wird sogar im Ministerium empfangen. Zugleich verfehlt er sein eigentliches Ziel, denn bei der Rückkehr in seinen Heimatort schert sich die zuständige Behörde nicht um die Anweisung aus der Hauptstadt. Das Ende bleibt nichtsdestotrotz offen.

Dass dieser Film, der ohne Musik und ohne dramatische Höhepunkte auskommt, den Zuschauer dennoch auf seine Weise in Atem hält und fesselt, das ist dem Hauptdarsteller, Goran Bogdan, zu verdanken, vor allen aber dem Drehbuch und der Regie, die viele gängige Erwartungen unterlaufen und Klischees vermeiden. Am deutlichsten wird dies, als Nikola nach Hause zurückkehrt, nur um sein Haus von den Nachbarn ausgeplündert vorzufinden, worauf er auf eine völlig unerwartete Weise reagiert. Allein schon diese Szene macht diesen Film des Drehbuchautors Ognjen Svilicic und des Regisseurs Srđan Golubović sehens- und empfehlenswert. Einen Film, der nachdrücklich zeigt, dass es auch im Zeitalter der digitalisierten Effekte möglich ist, mit einfachen Mitteln nachhaltig wirkende Geschichten zu erzählen und eindrucksvolle Bilder zu gestalten.

Martin Eden

Italien 2019, Filmstart 2021

Regie: Pietro Marcello

Martin Eden arbeitet als Matrose. Wenn er an Land ist, lebt er in Neapel bei seiner Schwester, in ärmlichen Verhältnissen; wenn er Zeit hat, schreibt er Geschichten. Die Zufallsbekanntschaft mit Arturo Orsini, den er an den Docks davor bewahrt, zusammengeschlagen zu werden, eröffnet Martin eine neue Welt. Er wird in das großbürgerliche Haus der Orsinis eingeladen, und es gelingt ihm, Eindruck zu machen – vor allem bei Elena, Arturos Schwester. Martin verliebt sich, und Elena scheint seine offensive Körperlichkeit, seinen ruppigen Charme anziehend zu finden. Einer engeren Bindung aber steht genau der im Weg: Es fehle ihm an Erziehung, sagt Elena unverblümt. Martin verstärkt seine literarischen Anstrengungen und verordnet sich ein rigides Bildungsprogramm. Martin ist entschlossen, dazu zu gehören – als Schriftsteller Erfolg zu haben, Elena zu heiraten und in der Sphäre der Orsinis akzeptiert zu werden.



Pietro Marcello hat den 1909 erschienenen „Martin Eden“-Roman des Amerikaners Jack London ins Italien des 20. Jahrhunderts transferiert, ohne historisch ganz konkret zu werden – die Kostüme könnten aus den Zwanzigern stammen, die Autos aus den Siebzigern oder Achtzigern. Es ist ein düsterer, anspielerreicher Anti-Bildungsroman, den Marcello in sinnlichen Bildern auf die Leinwand bringt. Der Protagonist kämpft nicht nur um Geltung, sondern auch mit weltanschaulichen Positionen: sozialistisch, radikal-individualistisch, autoritär. Während Martin zum Star der literarischen Szene wird, scheitert seine Beziehung zu Elena, und er entfernt sich immer weiter von seiner Herkunft, den Bedingungen seiner Literatur. Atmosphärische Aufnahmen der auf dem Land und im Hafen arbeitenden Menschen ergänzen und kommentieren und konterkarieren die Geschichte des Helden. So erzählt der Film, ganz gegenwärtig, wie sich Eliten reproduzieren und behaupten – und was die bürgerliche Vorstellung vom Erfolg qua singulärer Leistung im Bewusstsein anrichten kann.